



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

20. Wieder in Berlin. Im Hause des Bruders. Die Familie Mendelssohn. Der Freundeskreis. Tod der Mutter. Brentano. (1833 - 1836.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

ihren vormaligen geistlichen Berathern, vorlegte. Indes der Vorsatz der Entsagung behielt, wie in den frühern Fällen, die Oberhand, und da auch um dieselbe Zeit die Aufforderung an sie gekommen, ihre Kraft dem Krankendienst in einem zu gründenden Hospital in Paderborn zu weihen, so erklärte sie dem edlen Freunde: sie beharre bei ihrem „Entschlusse, Jungfrau zu bleiben und dem Heiland in seinen Leidenden zu dienen“¹.

Der Paderborner Plan, dem zuliebe Luise sogar einen an sie ergangenen Ruf nach Berlin, „als Vorsteherin der ersten Töchterschule des Landes“ einzutreten, abgelehnt hatte, kam damals nicht zur Ausführung — aber dem Dienst der Nächstenliebe blieb auch ihr ferneres Leben gewidmet.

20. Wieder in Berlin.

(1833—1836.)

Im Hause des Bruders. Die Familie Mendelssohn. Der Freundeskreis. Tod der Mutter. Brentano.

Im Frühjahr 1833 rüstete Luise Hensel zur Abreise. Die alte Mutter in Berlin verlangte dringend nach der geliebten Tochter, von der sie nun bald vierzehn Jahre getrennt lebte, und die sie in der Zwischenzeit nur einmal in Schlesien gesehen hatte.

Frau Hensel war mit ihrer Tochter Wilhelmine im Jahre 1831 von Schlesien wieder nach Berlin gezogen, um in der Nähe des Sohnes zu sein, der bald nach seiner Rückkehr aus Italien sich mit Fanny Mendelssohn, der Schwester des Componisten Felix Mendelssohn, verheirathet hatte und seit Anfang

¹ Dr. Merk's späteres Geschick ist bekannt. Im Jahre 1836 führte ihn die Berufung Gregors XVI. nach Rom. Er wurde Leibarzt des Papstes und blieb auch nach dessen Tod als consultirender Arzt des ihm freundschaftlich geneigten Papstes Pius IX. in der ewigen Stadt, wo er am 10. Nov. 1866 starb.

1831 als Professor der Geschichtsmalerei an der Akademie der Künste in Berlin wirkte.

Auch Wilhelm Hensel wünschte längst seine Schwester in der Nähe zu haben und wußte dem brüderlichen Verlangen den wirksamen Ausdruck zu geben. „Wir wollen Dich,“ heißt es in einem seiner Briefe, „nicht überraschen und überreden; Du hast von je an, wie jede rechte gerechte Natur, Dein Gewissen als Führer erkannt; bleibe dabei, es muß Dich dahin führen, wo Du am meisten wirken und erfreuen kannst. Daher wäge und dann wage aber auch. Sollte unser Familienkreis und Glück durch Dein Kommen sich vollenden, so glaub' ich Dir für die äußern Folgen einstehen zu können. Deine Freunde sind dieselben geblieben, Deine Stellung kann nur eine geachtete sein. Ueber die innern Folgen kannst Du nur wissen und entscheiden, mein Auge kann nichts für Dich Beunruhigendes erspähen. In einer Tante¹ meiner Frau würdest Du eine katholisch fromme ältere Freundin haben, welche mit der übrigen Familie dennoch im besten Vernehmen steht; kurz, entsprechende und ansprechende Berührungen jeder Art fehlten Dir sicher nicht, so wenig als Dir Wirksamkeit entgehen könnte, wie Dein Geist und Sinn sie braucht.“

Ostern 1833 fiel auf den 7. April. Um diese Zeit trat Luise Hensel die Reise nach Berlin an. Sie nahm den Weg über Wiedenbrück und Paderborn, wo sie, an beiden Orten, hochgeachtete Gönner zu begrüßen hatte; in Paderborn insbesondere den ihr wohlwollenden Weihbischof, der mit ihr über die Hospitalangelegenheit zu reden wünschte. Unwohlsein zwang sie hier, eine mehrtägige unfreiwillige Pause zu machen, so daß sie erst in der Mitte des Monats die Reise fortsetzen konnte. „Ich bin nun seit gestern,“ schreibt sie am 13. April aus Paderborn, „wieder hergestellt, kann aber erst übermorgen

¹ Henriette Mendelssohn. Sie starb indeß, ehe Luise Hensel nach Berlin kam.

weiter, und werde dann, so Gott will, am Donnerstag-Morgen in Berlin ankommen, um dort meine seit einiger Zeit sehr kränkelnde Schwester zu pflegen und die kleine Haushaltung meiner Mutter zu führen. Daß ich dort in religiöser Hinsicht sehr viel entbehre, das weiß ich recht gut aus früherer Erfahrung; doch entbindet mich das nicht von der Pflicht, mich den Meinen zurückzugeben, da sie meiner bedürfen" . . . „Das Leben besteht aus Opfern, und wohl uns, wenn wir es rein wie Abel hinaufsteigen sehen.“¹

In Berlin ward die so lang Ersehnte von den Ihrigen insgesammt „mit großer Liebe“ empfangen. Die Freude derselben, die Ruhe, die sie sich selber auferlegte, und endlich eine förmliche Kur verhalfen ihr allmählich zur Genesung.

Die Wohnung mußte Luise bei dem Bruder nehmen, der es nicht anders litt; und da mit dem Hause in der Leipziger Straße ein Garten verbunden war, ein mächtig großer park-ähnlicher Garten mit „wundervollen alten Bäumen“, in dem man „eher einen Augenblick Einsamkeit“ finden konnte, als in der engen Behausung der Mutter, so fügte sie sich nicht ungerne der brüderlichen Anordnung. Die Mutter konnte sie indeß täglich besuchen, und Mittwochs verbrachte sie regelmäßig den ganzen Tag bei ihr und der Schwester. Außerlich waren somit ihre Verhältnisse aufs beste geregelt, und Luise empfand die Liebe und Güte, die man ihr entgegenbrachte, mit lebhafter Dankbarkeit.

Aber die Schwingen ihrer Seele wurzelten in der Religion und im kirchlichen Leben, und nach dieser Seite fühlte sie sich, zumal im Anfang, bei aller Freundlichkeit in ihrer Umgebung vereinsamt. Ihre Berichte von da tragen darum in der ersten Zeit fast alle eine mehr oder minder wehmuthvolle Färbung. Das Tagebuch selbst ist verstummt.

„In religiöser Hinsicht“ — schreibt sie nach einem Viertel-

¹ An Schlüter S. 10—11.

jahr¹ an Schlüter — „stehe ich hier natürlich ganz allein; Gott gebe, daß ich dadurch nicht noch lauer werde. Leider wohne ich der Kirche so ferne, daß ich sie wohl nicht täglich besuchen kann. Mein Beichtvater, der Probst Fischer, ist ein trefflicher Mann, eifrig und doch sehr milde, was hier äußerst nothwendig ist; sehen kann ich ihn indessen selten, da er von Arbeiten fast erdrückt ist und mir auch sehr fern wohnt. Nach Umgang mit Menschen, die nur eine äußerliche Richtung haben, sehnte ich mich nie, bin aber jetzt ganz darauf angewiesen und darein verflochten, weil meine Angehörigen sich ihnen hingeben. Mein Bruder ist ein sehr guter, gemüthlicher Mensch, an Glauben und Gesinnung ein Christ, läßt sich aber auf keine bestimmte Confession ein und geht in keine Kirche; die Kunst ist ihm eine Kirche, und sie, sowie sein häusliches Glück beschwichtigen wol alles höhere Sehnen in ihm, das ihn früher zur Kirche zu ziehen schien. Meine Mutter und Schwester sind gut und herzlich gegen alle Menschen; das Religiöse nehmen sie mehr von der poetischen Seite, wie das Leben überhaupt. Daß mir bei aller Liebe der Meinen das rechte Element fehlt, versteht sich von selbst; doch Gott hat's so gefügt oder wenigstens zugelassen, und ich könnte es nicht ändern, ohne sie zu kränken.“

Was sie demselben Freunde drei Monate später berichtet, dient dem Voranstehenden zur Ergänzung: „Gedichtet habe ich nichts mehr seit Jahren, werde es auch wol nie wieder, da es mir so sehr an Einsamkeit und Muße fehlt; ich kann selbst nur sehr wenig beten, da mein Zimmer ein beständiger Durchgang ist, was sich einmal nicht ändern läßt. Wie Gott will! Er hat es so gefügt; innerlich bequem wird es mir hier nie werden, und also auch nicht wohl und heimathlich; aber am Ende kommt es doch auch darauf nicht an, und Gott hat mir wieder eine ruhige, friedliche Stimmung gegeben, mit

¹ Berlin, 8. Juli 1833 (S. 12—14).

der ich geduldig Alles hinnehme, wie es kommt; möge seine Gnade mir diese Stimmung erhalten! Natürlich ist sie mir keineswegs, da ich von je mit einem glühenden, vielfordernden Herzen begabt war. Eine schwere, oft gefährliche Gabe, die nur zum Frieden der Resignation führen oder in Trostlosigkeit untergehen kann. Vor dem Letztern hat mich mein Engel bis jetzt bewahrt."

Eine willkommene Liebesgabe kam ihr im Herbst dieses Jahres aus München zu, wo Brentano eben erst seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Der Druck des „bittern Leidens unseres Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich" (Sulzbach 1833) war vollendet, und Brentano sandte der Freundin durch den nach Berlin reisenden Landschaftsmaler Ahlborn und dessen Frau ein Exemplar des Werkes. Zwar hatte Luise die Aufzeichnungen bereits in der Handschrift kennen gelernt, und mit dem Autor über die Behandlung des ursprünglichen Textes sogar manchen Strauß ausgefochten, aber sie begrüßte das Werk doch als ein nützlich es Erbauungsbuch, und ihr persönlich klang es wie ein Echo aus dem lieben Dülmen, wohin ihre Gedanken so oft zurückkehrten. Das Buch traf sie übrigens auf dem Krankenlager.

„Für Brief und Buch" — antwortet sie¹ — „den herzlichsten Dank, lieber Clemens. Und zu Deinem heutigen Namenstag die schönsten Glückwünsche. Gott segne Dich und laß es Dir nie an Freud und Frieden fehlen. Ein Blumenbildchen sollst Du wenigstens zum Angebinde haben; was Besseres kann ich in die weite Ferne nicht schicken. Auf Deinen Brief, der allerliebste ist, den ich aber nicht ganz verstehen kann, habe ich Dir so manches zu antworten, wüßte ich nur, wo anfangen. Doch heut werde ich schwerlich weit kommen, da ich seit acht Tagen sophalägerig bin und der Arzt mir nicht erlauben will, zu sitzen. Dir wenigstens heute einige Worte zu schreiben und

¹ Berlin, 23. Nov. 1833.

Dir für das liebe Buch zu danken, war mir aber doch zu sehr Bedürfniß, als daß ich's hätte unterlassen mögen. Gott segne Dich, lieber Clemens! In den nächsten Tagen mehr, so es mir möglich ist. Ade für heut!" —

„Den 30. Januar 1834. Bis jetzt wartete ich vergebens auf meine Genesung, um Dir, lieber Freund Clemens, ordentlich schreiben zu können. Nimm fürlieb so gut ich's kann; denn länger will ich Dich und die gute Phillips nicht ohne alle Nachricht lassen. Gott weiß, ob es mit meiner Gesundheit je wieder so gut gehen wird, daß ich mehr kann als jetzt. Ihm sei es heimgestellt. — Wenn Du gehört hast, ich sei seit Jahren schon kränkelnd, betrübt, arm &c., so ist das ebenso wahr, wie auch, ich sei fröhlich, gesund, es gehe mir wohl¹. Alles hat seine Zeit, doch des Drückenden ist mir, wie ich's verdiente, im Leben mehr geworden, als des Angenehmen. In St. Leonhard bin ich mit schmerzender Undankbarkeit behandelt worden und mußte weggehen, um der beständigen Versündigung ein Ende zu machen; ich war auch zum Tode müde an Leib und Seele, und konnte und wollte von den Verhältnissen, die sich mir darboten, keins wählen, gab daher den Bitten meiner An-

¹ Brentano hatte ihr geschrieben: „Herr und Frau von Kerz, zwei gute katholische Herzen, tragen Dich in denselben und äußerten mit elterlicher Liebe und Treue manche Sorge und Theilnahme um Dich, als seist Du leidend, gebeugt, ohne Behagen von Innen und umher. Auch die anmuthige Frau Phillips, welche mit einer magdlichen Begeisterung zu Dir neiget, bedauert Mühseliges in Dir und um Dich. Einum! was hast Du? Ist das prophetische Lied:

„Und träumte einen Nonnentraum,
Und war gleich wieder jung!“

noch nicht alt geworden? Lasse Dich das nicht betrüben, es ist ein Faden in allen Dingen; sind es Labyrinth, so führt er uns heraus.“ — Im selben Brief heißt es aber später noch: „Gott sei Dank! es geht Dir ja wieder gut. Frau Phillips spricht von einem heitern Briefe von Dir und bringt mir ihre Antwort.“ Ges. Briefe, II. 286. 289.

gehörigen nach, zu ihnen zurückzukommen, dachte: es wird ohnehin nicht mehr lange dauern, und die Klöster, welche ich wollte, haben mich ja nicht gewollt.

„Den Sommer über ward ich hier sehr gesund und glaubte schon, Gott wolle vielleicht noch irgend etwas Anderes von mir als geduldiges Leiden. Seit dem Anfange des Advent bin ich aber nun schon wieder krank, und es scheint sich nicht bessern zu wollen. Wie Gott will! —

„Ich läugne nicht, daß es mir immer wie ein schmerzlicher Wiederhall im Herzen ist, wenn Du mir von Klöstern sprichst. Es war, seitdem ich zur Kirche gehöre, meine Sehnsucht, meine Liebe, vielleicht auch mein Eigensinn. Gott hindert mich sichtlich und ich ergab mich mit großem Kampf Seinem Willen. Jetzt bin ich nicht mehr jung, stark und muthig genug, um mich in ein Kloster drängen zu können. Ich kann ja auch hier nicht fort von meiner Mutter, ich brächte die alte Frau in die Erde. Ob ich sie überlebe und was Gott dann von mir will, weiß Er und wolle es mir zeigen. Er weiß, daß ich trotz aller Sünden Ihn über Alles lieben und für Ihn leben will dort und hier. — In meiner jetzigen Lage ist natürlich manches Schwere trotz der Güte, mit der mein Bruder und seine Frau mich behandeln. An meinen kirchlichen Pflichten hindert mich Keines, und ich würde mich auch mit Gottes Hilfe nicht hindern lassen. . . . Meine Mutter, die mich oft besucht, seitdem ich nicht mehr täglich zu ihr kann, grüßt Dich, wie auch Wilhelm, bei dem ich wohne.“

Die Leidende erholte sich gegen Erwarten rasch und kam bald wieder so zu Kräften, daß sie mit ihrer Schwägerin sich in die Führung des Haushaltes theilen und der Obhut des vierjährigen Sohnes derselben, Sebastian, sich widmen konnte. Das gab mannigfache Beschäftigung, die vergangene Zeiten vor ihren Augen gleichsam in verjüngter Gestalt neu aufleben ließ.

Für ein auf das innerliche Leben angewiesenes Gemüth mochte allerdings das bunte bewegte Leben, das in dem Hensel-

Mendelssohn'schen Hause¹ aus- und einfluthete, manches Störende haben. Sie suchte die Einsamkeit und sah sich mitten in das Gewoge der großen Gesellschaft versetzt. Aber die Liebe zum Bruder glich doch Vieles aus, und es war doch ein Kreis, der mit seinen edlen und mannigfaltigen Kunstinteressen auch viel des Anregenden bot. Was sie jedoch innerlich am meisten befriedigte, war das Glück und die Freude der Mutter, die nun ihre drei Kinder wieder um sich sah. Daß sie den Trost hatte, ihre „gute alte Mutter noch in ihren letzten Jahren pflegen zu können“, das versöhnte Luise immer mehr mit dem Aufenthalt in Berlin. Und so nahm sie auch, ohne ihr inneres Ziel aus den Augen zu verlieren, mit der angeborenen sinnigen Anmuth, mit der bei aller Milde bestimmten, gerade die lebhafteren Geister anziehenden Sicherheit ihres Wesens an dem gesellschaftlichen Leben des Hauses Theil.

Wilhelm Hensel, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien zum Hofmaler ernannt und Professor an der Akademie, im Vollbesitz seiner schöpferischen Kraft, von den höchsten Kreisen gesucht und ausgezeichnet, stand mitten im freudigsten Schaffen und Erfinden. Aus Rom hatte er mehrere vollendete große Gemälde mitgebracht, wovon zwei sofort in den Besitz des Königs von Preußen übergingen, nämlich die Copie von Raphaels Transfiguration und seine erste eigene Composition großen Stils: die Samariterin am Brunnen, ein „durch Reinheit der Formen und ernstes religiöses Gefühl ausgezeichnetes Gemälde“². Die ideale Richtung der altitalienischen Schule, zu der er sich auf seiner Wanderschaft im hesperischen Lande hingezogen fühlte, beherrschte seine Kunst auch in Berlin. Zur

¹ Leipziger Straße Nr. 3, jetzt preussisches Herrenhaus.

² Abgebildet in den Denkmälern der Kunst. Atlas zu Kuglers Handb. der Kunstgeschichte. Tafel 124. Die Transfiguration, wofür Hensel 2000 Dukaten erhielt, befindet sich jetzt im Raphaelsaal zu Sanssouci. Das Bild der Samariterin, um den Preis von 600 Friedrichsdor erworben, kam in das Schloß Bellevue bei Berlin.

Zeit war er nun wiederum mit einem religiösen Bilde beschäftigt, Christus vor Pilatus, das im Jahre 1834 zur Vollendung gedieh und in die Berliner Garnisonkirche kam. Es gilt für sein bedeutendstes Werk.

Ein ganz besonderes Ansehen erwarb sich Maler Hensel als Porträtzeichner. Er traf gut und charakteristisch und besaß eine Fertigkeit, die ihn befähigte, dem Augenblicke jederzeit das Beste abzugewinnen. Er zeichnete (mit Blei oder farbigen Stiften) mitten in der lebhaftesten Gesellschaft, und er ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, wo interessante Persönlichkeiten oder Charakterköpfe um ihn versammelt waren. Aus solcher Gewohnheit und Liebhaberei entstand denn auch mit der Zeit eine Bildniß-Sammlung, wie sie nicht viele Maler erworben haben: eine ganze Legion von Bänden, lauter Porträt-Skizzen, theils zu Hause bei den beliebten Abendgesellschaften des Sonntags, theils auf Reisen gemacht. Die Sammlung seiner Porträts besteht aus 47 Jahres-Mappen, die nicht weniger als 1027 Porträtköpfe (Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Dichter, Sänger u.) enthalten. Auch Luisens Bildniß wurde in diesen Tagen (1835) wieder aufgenommen und dem Cyklus einverleibt.

Dabei besaß er ein Gesellschaftstalent, das ihn persönlich überall beliebt machte. Von behendem Geist, von Witz und guten Einfällen sprudelnd, war er zugleich ein formgewandter Reim- und Verse schmied, als munterer Gelegenheitspoet im Freundescirkel, als Improvisator bei Familienfesten immer schlagfertig und bereit, immer sinnig und ansprechend. Er war kein Dichter, meint Th. Fontane, aber man hätte ihn „Wilhelm den Reimer“ nennen können. Eine Sammlung seiner geflügelten Worte würde ein Witz- und Anekdotenbuch, zugleich eine Personen- und Charakterschilderung aus dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts sein, anziehend auch darum, weil sein feines Ohrgefühl ihn die Linie des Schicklichen niemals überschreiten ließ¹.

¹ Vgl. Die Familie Mendelssohn. Von S. Hensel. Berlin 1879. II, 257 et passim. — Th. Fontane, Wanderungen. III. 392.

Bei all diesem geselligen und vielseitig künstlerischen Treiben blieb er eine reine, unverdorbene, hochsinnige Natur, zu der die Schwester mit freudiger Liebe und Bewunderung emporblickte. „Mein Bruder,“ schreibt sie an Schlüter, „ist ein guter, wahrer, kräftiger Mensch, eben das auch als Künstler. Sie hätten ihn lieb, wenn Sie ihn kennten. Bitte, haben Sie ihn auch schon auf mein Wort ein Bißchen lieb, ohne ihn zu kennen, er verdient's.“ (Briefe S. 15.)

Auch die Schwägerin hatte Luise's Zuneigung zu erwerben gewußt, die, bei aller Verschiedenheit der Anschauungen, den geraden Charakter der jungen Frau schätzte. Indem sie derselben einen guten Theil der Haushaltungssorgen abnahm, schaffte sie ihr die Muße, der von Jugend auf gepflegten Kunstübung auch fortan ungehindert sich widmen zu können. Gleich ihrem Bruder Felix Mendelssohn zeigte Fanny eine außergewöhnliche und frühzeitig entwickelte Begabung für Musik; die Mutter glaubte sogar schon an dem Kinde „Bach'sche Fugenfinger“ zu entdecken. Sie hatte unter L. Berger und Zelter sich gebildet, Generalbaß und Compositionslehre studirt, und besaß in musikalischen Dingen ein Urtheil, auf das ihr Bruder, der sie seinen Cantor nannte, große Stücke hielt. Als Klavierspielerin galt sie diesem in mancher Hinsicht ebenbürtig, und besonders im Vortrag klassischer Musik ward ihr Spiel geschätzt. Felix' Lieblingschwester war übrigens nicht bloß Meisterin auf dem Piano, sondern zugleich eine tüchtige Chor-dirigentin, was sie bei ihren sogenannten Sonntagsmusiken erprobte. „Für die Musiken, welche während einer langen Reihe von Jahren an den Sonntagnachmittagen im Hensel'schen Hause stattfanden, und an denen als Hörer theilzunehmen sich die Berliner Welt zur Ehre rechnete, wußte sie die ausgezeichnetsten musikalischen Kräfte Berlins zu gewinnen. Hier wurden nicht nur die Compositionen ihres Bruders zuerst gehört, sondern namentlich auch ältere Musik, Werke von Bach, von Gluck in meisterhafter Ausführung vor-

getragen.“¹ Auch Fanny's eigene Compositionen fanden Beifall, nicht zum wenigsten bei ihrem genialen Bruder. Es ist bekannt, daß Felix Mendelssohn mehrere ihrer Lieder, die er besonders liebte, ohne Nennung ihres Namens, unter der Flagge seiner eigenen Lieder mit herausgab (Heimweh, Italien, Suleika und Hatem, Sehnsucht, Verlust, in Op. 8 und 9).

Den berühmten Tonkünstler selber sah Luise Hensel nur vorübergehend in Berlin, wenn er zu kürzeren oder längeren Besuchen erschien. Bei ihrer Ankunft daselbst hatte Felix eben seine dritte Reise nach England angetreten, und nach der Rückkehr von dort übernahm er das Amt als städtischer Musikdirector in Düsseldorf, woselbst er zwei Jahre neben Immermann wirkte. Im Jahre 1835 siedelte er dann als Dirigent der Gewandhaus-Concerte nach Leipzig über.

Noch lebte aber auch der Vater der beiden hochmusikalischen Geschwister, Abraham Mendelssohn, selbst ein ausgeprägter Charakterkopf. Abraham, des Philosophen Moses Mendelssohn zweiter Sohn, hatte 1803 als Cassirer im Fould'schen Comptoir zu Paris begonnen, hatte sich dann mit seinem älteren Bruder Joseph associirt und in Hamburg niedergelassen. Hier wurden ihm aus seiner Ehe mit Lea Salomon drei seiner Kinder geboren: Fanny (15. Nov. 1805), Felix (3. Febr. 1809), Rebecca (11. April 1811). Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen flüchteten die beiden Brüder Mendelssohn aus Hamburg, wandten sich nach Berlin und gründeten dort das bekannte, ihren Namen führende Bankhaus. Die Kinder wurden im (protestantischen) Christenthum erzogen, anfangs heimlich, aus Rücksicht auf die streng jüdischen Großeltern. Der Bruder der Lea (Salomon) war bereits früher Christ geworden und hatte den Namen Bartholdy angenommen. Es ist jener Salomon-Bartholdy, der als preußischer Generalconsul seine Villa in Rom durch deutsche Künstler mit Fresken schmücken

¹ R. Citner in der Allg. deutschen Biographie.

ließ und dadurch seinen eigenen Namen verewigt hat; die Casa Bartholdy auf dem Monte Pincio ist durch die Schöpfungen von Cornelius, Overbeck und Veit als die Wiege der wieder-geborenen Kunst der Frescomalerei weltberühmt geworden. Von ihm und auf seinen Wunsch nahm Abraham Mendelssohn den zweiten Namen Bartholdy auch für seine Familie an.

Abraham war ein Mann von strenger Rechtlichkeit und scharfem Verstand, in seiner Familie trotz eines Zuges von Herbigkeit verehrt und geliebt. Ein schöneres Verhältniß zwischen Vater und Sohn läßt sich nicht wohl denken, als das zwischen Abraham und Felix Mendelssohn. Letzterer hörte, auch als er reif und selbständig geworden, nicht auf, den Rath des Vaters in allen wichtigeren Dingen einzuholen, und er wußte, daß er an ihm einen liebenden aber unbestechlichen Berather fand. Das Merkwürdigste ist, bemerkt Hanslick, „daß Abraham, welcher Musik weder praktisch noch theoretisch jemals selbst getrieben, dennoch über Compositionen seines Sohnes Felix treffende, sogar ins Detail eingehende Urtheile fällt“. Dabei war er in seinem Auftreten bescheiden und hatte Humor genug, von sich zu sagen, er sei nur der Sohn eines berühmten Vaters und der Vater eines berühmten Sohnes, oder wie er ein andermal sich scherzend nannte: ein Gedankenstrich zwischen Moses und Felix.

Das Glück und der steigende Ruhm des jungen Componisten besonnte seinen Lebensabend, und der letzte Besuch desselben im Herbst 1835 bildete auch nahezu den letzten ungetrübt heitern Tag seines irdischen Daseins. Am 14. October des genannten Jahres kam Felix ganz unerwartet mit Moscheles von Leipzig herüber. Sie waren Nachts in Berlin angekommen; die im Hinterbau wohnende Familie Hensel wurde Morgens mit der frohen Nachricht geweckt. „Nun wurde eine Ueberraschung für den Vater beschlossen: die ganze Gesellschaft zog aus der Henselschen Gartenwohnung über den Hof nach vorn. Fanny's Flügel wurde hinübergeschafft, und es ging ans Musiciren. Die Nach-

richt verbreitete sich in der Stadt bei den Freunden, und die zwei Tage hindurch war das munterste, lebhafteste Treiben. Beide spielten wunderschön. Am zweiten Abend, unmittelbar vor Moscheles' Abreise, phantasirten sie vierhändig. Als die Zeit der Abfahrt nahte, unterbrach Felix Moscheles durch das Schnellpostsignal; darauf nahm Moscheles in einem rührend feierlichen Andante Abschied, wurde abermals durch das Signal unterbrochen und nun schlossen beide zusammen. — Abraham erzählte noch in den nächsten Wochen von diesen heiteren Stunden gern und oft." Am andern Morgen fuhr Felix nach Leipzig zurück; er hatte seinen Vater zum letzten Mal gesehen; vier Wochen später schloß dieser die Augen für immer. Felix betrauerte in ihm nicht bloß den Vater, sondern „auch seinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und seinen Lehrer in der Kunst und im Leben“¹.

Auch Luise Hensel verehrte den tüchtigen Mann und hatte ihn wegen seiner unbeugsamen Rechtlichkeit und humanen Gesinnung aufrichtig lieb gewonnen. Seine früher etwas harte Natur war im Alter weicher und milder geworden. Sie verkehrte um so lieber mit demselben, als er auch ernstern Betrachtungen, Gesprächen und Erörterungen über die höchsten Dinge leicht zugänglich war. Sie disputirte wohl zu Zeiten mit ihm, und es schmerzte sie, wie sie gegen Brentano äußert, daß der ihr so werthe alte Mann, der von seiner deistischen Weltanschauung, der philosophischen Erbschaft seines Vaters, nicht mehr loszukommen vermochte, das Glück und den Trost der Religion entbehren mußte. Er hatte seine Kinder im Christenthum erzogen, „weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen“ sei — so schrieb er seiner Tochter Fanny bei Gelegenheit ihrer Confirmation. Konnte Luise ihm ihre Ueberzeugung nicht mittheilen, so empfand sie doch die warme unverstellte Hochachtung, die ihr Charakter und ihre Glaubens-

¹ Die Familie Mendelssohn. I. 422. 427; vgl. 77—84.

innigkeit ihm einflößte, und die er ihr in seinen letzten Lebensjahren immer herzlicher zu erkennen gab.

Von Abrahams Schwestern waren zwei katholisch geworden: Dorothea und Henriette Mendelssohn. Dorothea, die hochbegabte, geist- und herzvolle Gattin des Dichters Friedrich Schlegel und Mutter der Maler Johann und Philipp Veit — wer kennt sie nicht! Wenn sie als productive Schriftstellerin in der Literatur nur einen bescheidenen Rang einnimmt, so war dagegen der Einfluß, den sie durch ihre Persönlichkeit auf einen Theil der Romantiker geübt, um so bedeutender. Wer aber die prächtigen Briefe dieser merkwürdigen Frau gelesen, die sie an ihren Mann und ihre Söhne geschrieben, muß der Charakteristik zustimmen, die ein geistreicher Zeitgenosse von ihr gegeben: sie sei eine starke Frau und eine vollkommene Christin gewesen und ganz geeignet, die Frömmigkeit in der Welt liebenswürdig zu machen, denn sie selber war ganz liebenswürdig¹. Dorothea beschloß ihr Leben 1839 bei ihrem Sohne in Frankfurt am Main.

Weniger bekannt ist der Name ihrer Schwester Henriette Mendelssohn, welche unverheirathet geblieben: ein Wesen von stillem Zauber, das manche Züge mit Rahel gemein gehabt haben soll; Rahel selbst nennt sie in ihren Briefen „das Feinste und Tiefste, was sie gekannt“ habe. Sie lebte anfänglich in Wien, ging dann, wahrscheinlich durch ihren Bruder Abraham veranlaßt, nach Paris und leitete hier ein Mädchen-Institut in dem großen Garten des Fould'schen Hauses. Hier lernte sie der General Graf Sebastiani kennen und wählte sie zur Erzieherin seiner Tochter. Henriette blieb ungefähr zwölf Jahre hindurch, bis zu deren Verheirathung 1824, im Hause des Grafen und widmete sich mit Liebe und Aufopferung der Er-

¹ Vgl. Fr. Aug. von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biogr. Skizze von dessen Sohn Alphons v. Klinkowström. Wien 1877. S. 370.

ziehung des jungen Mädchens, das später durch ein tragisches Geschick Gegenstand der allgemeinen Theilnahme werden sollte. Die Comtesse Fanny Sebastiani heirathete nämlich den jungen Herzog von Choiseul-Praslin, der sie im Jahre 1847 ermordete und dann sich der Verurtheilung zum Tode durch Selbstmord zu entziehen wußte. Der Proceß Praslin machte seiner Zeit ungeheures Aufsehen; er bildete ein Glied in der Reihe scandälöser Proceße, welche den Sturz der Juli-Regierung vorbereiten halfen. Henriette Mendelssohn kehrte nach der Vermählung ihrer geliebten Fanny, deren tragisches Ende sie glücklicherweise nicht erlebte, nach Berlin zurück. Aus der Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich hat sich eine Reihe Briefe Henriettens an die Ihrigen erhalten, die nicht ohne historisches Interesse sind, vor Allem aber sie selber in einem überaus wohlthruenden Lichte erscheinen lassen, voll Hingabe, Treue und Liebenswürdigkeit.

Es war im März 1825, als Abraham Mendelssohn mit seinem Sohne Felix nach Paris reiste, um die Schwester nach Deutschland zurückzubringen. Am Tage nach der Ankunft in Paris, 23. März, schreibt Felix: „Wir besuchten nun Tante Jette und trafen sie schon auf der Straße, auf dem Wege zu uns. Ihr mildes, ernstes, lebhaftes und überaus gütiges Wesen machte einen nicht geringen Eindruck. Und wie geistreich spricht sie! Wie freue ich mich darauf, sie Euch zurückzubringen!“

Henriette war katholisch geworden; schon im Jahre 1812 muß sie die Taufe empfangen haben, und sie „nahm es mit ihrer Religion sehr ernst“. An dieser Uebung hielt sie eifrig und mit unabänderlicher Festigkeit auch in Berlin, lebte aber dabei in innigem Verkehr mit der Familie ihres Bruders. Ein schönes Zeugniß davon ist in ihrem Testamente niedergelegt, in dem sich folgende Stelle findet:

„Da ich in diesen Worten zum letzten Mal mit meinen lieben Verwandten rede, sage ich ihnen hiermit Dank, sowohl für alle Hilfe und Freundschaft, die sie mir im Leben bewiesen,

als auch dafür, daß sie mich auf keine Weise in der Ausübung meiner Religion gehindert, und keine Gehässigkeiten gegen dieselbe an den Tag gelegt haben, so daß ich es mir selbst zuschreiben muß, wenn Gott der Herr mich nicht der Gnade gewürdigt hat, meine Geschwister zur katholischen, wirklich seligmachenden Kirche hinüberzuziehen. Möge der Herr Jesus Christus mein Gebet erhören, und sie alle mit dem Lichte seiner Gnade erleuchten! Amen.“ — Nun folgen die Dispositionen über ihr kleines Vermögen und viele Andenken, und der Schluß heißt: „Ich ersuche meine Brüder, oder diejenigen Verwandten, welche dieß Testament eröffnen werden, mir die Todtenfeier der katholischen Kirche zu gewähren, übrigens aber mich in aller Frühe so still als möglich und ganz einfach bestatten zu lassen. Die Namen Maria Henriette Mendelssohn möchte ich auf dem Leichenstein, und auf dem Kreuze, das ich auf dem Grabe zu setzen bitte, die Worte: ‚Redemisti me, Deus, Deus veritatis!‘ Der Herr stehe mir bei in meiner letzten Stunde und gebe allen meinen geliebten Verwandten seinen Segen, im Leben wie im Tode.“

Henriette starb am 9. November 1831 — wie ihre Nichte, Frau Fanny Hensel, in das Tagebuch eingetragen, „mit einer solchen Fassung, einem so klaren Bewußtsein und solcher Sorge für Andere bis zum letzten Augenblick, daß sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat“¹.

Ein solches Leben läßt einen Schimmer zurück, wenngleich die Lücke, welche die Verewigte in der kleinen katholischen Gemeinde Berlins gelassen, schwer genug empfunden wurde.

In diese Lücke — so wollte es eine gütige Fügung — war nun, anderthalb Jahre nach dem Tode Henriettens, Luise Hensel getreten, und Niemand hat sich wohl über diesen erwünschten Zuwachs aufrichtiger gefreut, als Propst Nikolaus Fischer,

¹ Die Familie Mendelssohn. I. 75—76. 146.

der geistliche Hirte der kleinen Gemeinde¹, der in der Neu-angekommenen ein ebenso muthiges als eifriges Mitglied begrüßte. Das religiöse und kirchliche Vereinsleben war damals noch nicht entwickelt wie in unsern Tagen, und inmitten einer so enormen Uebersahl Andersgläubiger bedurfte es um so dringender des herzhaften Beispiels der Einzelnen. Die herrschenden Vorurtheile gegen die Kirche waren in Berlin noch ungemein mächtig und wurden durch die Haltung des damaligen Hofes noch genährt. Die „nichts weniger als liebfreundliche Stimmung“ des Königs Friedrich Wilhelm III. gegenüber der katholischen Kirche hatte der Propst Fischer kennen zu lernen genugsam Gelegenheit gehabt als Beichtvater der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, geborenen Prinzessin von Bayern, welcher es während der sieben Jahre, da sie in Berlin noch der katholischen Kirche angehörte (1823—1830), nicht gestattet war, dem öffentlichen Gottesdienst in der St.-Hedwigskirche anzuwohnen². Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde es in mancher Hinsicht besser. Die erste Firmung in der Hauptstadt geschah am Pfingstmontag 1843. Wirklich freie Bewegung hat den Katholiken Berlins erst das Jahr 1848 gebracht.

Wenn Luise Hensel unter ihren Angehörigen sich in religiöser Hinsicht vereinsamt fühlte, so fand sie in andern Kreisen immer mehr Berührungspunkte auch für die Bedürfnisse ihres innern Lebens. Frau Rätthin Sophie Schlosser in Frankfurt freut

¹ Er war Kaplan zu St. Hedwig gewesen, als der Propst N. Taube am 22. April 1823 starb, und wurde dann, nachdem die Propstei eine Zeitlang von Herrn von Blotho administriert worden, sein Nachfolger.

² Vgl. des Propstes Fischer „Notizien über die kirchlich-religiösen und gottesdienstlichen Verhältnisse der Frau Kronprinzessin Elisabeth . . . vom Tage ihrer Ankunft in Berlin (Nov. 1823) bis zum Tage ihrer Ausscheidung aus der Kirche, 5. Mai 1830“. Mitgetheilt in: Histor.-polit. Blätter Bd. 74, 718—729 (1874).

sich, von ihr zu vernehmen (15. Febr. 1834), daß Luise „nicht ganz ohne ächt katholischen Umgang“ sei, und mahnt sie, solchen zu pflegen und zu erweitern; es sei dieß eine Lebenslust, die schwer zu entbehren.

Zu ihren nächsten Berliner Bekannten zählte der Geh. Justizrath von und zur Mühlen und dessen Frau, geb. Schmedding, mit denen Luise alsbald nach ihrer Ankunft in Verkehr gekommen war, herzlich erfreut, in ihnen „sehr gute Menschen und treue feste Katholiken“ zu finden (Briefe an Schlüter S. 12, 17). Der Justizrath war „Ältester“ der Kirchengemeinde St. Hedwig. — Weiterhin der ebenso tüchtige als trefflich gesinnte Kupferstecher Caspar, der gleichzeitig mit Professor Hensel in Italien gewesen und nun als Mitglied und Bibliothekar der Akademie der Künste in Berlin sein College war, der erste, durch den die Kupferstecherkunst in Berlin wieder zur Geltung gelangte¹. Luise Hensel hat dem wackern Künstler, der sich thätig und aufrichtig am kirchlichen Leben betheiligte, ein Töchterchen aus der Taufe gehoben.

Eine gesinnungstreue, herzhaftes Genossin hatte sie an Fräulein Marianne Saaling, die mit ihrem frischen Geiste überall belebend eingriff, zu jedem schönen christlichen Werke, zu jedem gemeinnützigen Dienste für die katholische Gemeinde bereit. Sie war älter als Luise und von Jugend auf mit der Familie Mendelssohn, insbesondere mit Fanny Hensel befreundet, welche auf einer gemeinsam mit ihr ausgeführten Schweizerreise (1822) sich warm an sie angeschlossen hatte. Brentano kannte sie von Wien her (1813); er fand in ihr damals schon „ein liebes, anmuthig beredetes Wesen“, das in Wien der

¹ Joseph Caspar, geb. 1799 zu Norschach, Schüler von Longhi und Anderloni, lebte seit 1826 in Berlin. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind Stiche nach Raphael, Tizian, van Dyck, Murillo. Auch ein Blatt nach Overbeck, La Gerusalemme liberata, hat er 1844 gestochen; ebenso nach W. Hensel die Porträte von Felix Mendelssohn und Schinkel.

Gegenstand von Bewunderung und Huldigung gewesen. In freundschaftlichem Verkehre stand sie mit Frau Sophie Schlosser in Frankfurt, und später auch mit Dorothea Tieck, die von ihrem Verstand und ihrer Lebhaftigkeit „einen sehr angenehmen Eindruck“ empfingen. Rosenthal, der ihr in seinen „Convertitenbildern“ leider nur eine kurze Anmerkung widmet, erwähnt ihrer als einer „durch Geist wie in jüngeren Jahren durch Schönheit ausgezeichneten Dame jüdischer Abkunft, die vermuthlich schon zur Zeit des Wiener Congresses die katholische Religion angenommen¹ hatte, und bis an ihr Lebensende an der Spitze aller katholischen Wohlthätigkeitsunternehmungen stand. Kaum dürfte ein Katholik von Bedeutung nach Berlin gekommen sein, ohne ihre Bekanntschaft gemacht zu haben“ (I. 391). In Luise Hensel nun erhielt sie eine treue und willkommene Mithelferin in ihren Bestrebungen, eine Geistesverwandte, deren stille hingebende Weise wohlthätig wieder auf sie selber zurückwirkte. Mehr als einmal versicherte sie wenigstens: Luise sei ihr „durch Beispiel und Wort mehr geworden, als ihre Demuth sich eingestehen“ werde.

Ohne Zweifel geschah es durch Director Hitzig oder Propst Fischer, daß Luise mit Professor George Phillips in Berührung kam, mit dessen junger Frau wir die Dichterin schon in den ersten Monaten ihres Berliner Aufenthalts in vertraulichstem Verkehre gewahren. Charlotte Phillips, geb. Housfelle, eine höchst anmuthige und vortreffliche Frau, stammte aus einer französisch-reformirten Familie Berlins. Im Jahre 1828 legte sie gleichzeitig mit ihrem Manne das katholische Glaubensbekenntniß ab, und seitdem gehörten Beide zu den eifrigsten und begeistertsten Mitgliedern der St.-Hedwigs-Pfarrei in Berlin. Der noch jugendliche, hoch und vielseitig gebildete Gelehrte aus Königsberg, mit 23 Jahren zum außerordentlichen

¹ Richtiger wohl: um das Jahr 1818. Denn im Sommer 1858 feierte sie das 40jährige Jubiläum ihrer Aufnahme in die Kirche.

Professor an der Berliner Universität ernannt, stand bereits in dem Rufe eines vorzüglichen akademischen Lehrers. Sein glänzender Vortrag versammelte ein ungewöhnlich zahlreiches Auditorium — bisweilen über 300 Zuhörer — um seinen Lehrstuhl; mehrere durch Wissen und Scharfsinn hervorragende Schriften hatten ihm einen Namen als deutscher Rechtshistoriker erworben. Aber seit sein Uebertritt bekannt geworden, war es mit seiner Carriere an preussischen Hochschulen vorbei; Minister v. Altenstein, sein bisheriger Gönner, wandte sich völlig von ihm ab und gab ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen, daß die Aussicht auf eine fernere, seinen wissenschaftlichen Verdiensten entsprechende Beförderung unter seiner Verwaltung verbaut sei. Als daher im Sommer 1833 ein Ruf von München an Phillips erging, zögerte dieser nicht länger, den ungastlichen Boden der Heimath zu verlassen und das Anerbieten der bayrischen Regierung anzunehmen. In München erwartete den in die „Verbannung“ Ziehenden eine glanz- und ehrenreiche Wirksamkeit.

So kurz nun der Verkehr des jungen Ehepaars mit Luise Hensel währte, so hatte derselbe doch lange genug gedauert, um eine Annäherung zu befördern, welche zu einem innigen Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Damen sich gestaltete. Der Abschied wurde beiden schwer. Noch auf der Reise, von Nürnberg aus, richtete Frau Phillips ein warmes Dankbriefchen an die in Berlin zurückgebliebene Freundin für die liebevollen Worte ihres „Abschiedsgrußes“, die ihr „gar freundliche Begleiter auf ihrer Verbannungsreise“ gewesen. „Sie haben mich“ — versichert sie — „zwar immer an das erinnert, was ich verloren, doch haben sie mich auch immer wieder von Neuem zum Dank gegen Gott aufgefordert für die Gnade, mit Dir, Du liebes Herz, noch einige Tage gelebt zu haben. Der Gedanke an Dich gibt mir mehr Innigkeit im Gebete, und die Gewißheit Deiner Liebe für mich wird mich immer mehr anfeuern, dieser Liebe würdiger zu werden . . . Unserm Lieben
Bieder, Luise Hensel.

lieben Herrn Propst, an den ich noch nicht ohne Thränen denken kann, die innigsten Grüße; von München schreiben wir gleich an ihn. Auch die Saaling grüße ich, wie auch Deine ganze Familie.“ — Frau Phillips blieb von München aus in fortdauernder Verbindung mit ihrer Berliner Freundin, bis ihr das Brieffschreiben überhaupt zur Unmöglichkeit geworden. In späteren Jahren hatte sie nämlich das Unglück zu erblinden; schon am Ausgang der vierziger Jahre sind ihre Briefe nur mehr mit Bleistift geschrieben und schwer leserlich. Zu Anfang 1852 war die Erblindung eine vollständige. Sie trug aber diese Heimsuchung mit jener schönen friedevollen Ergebung, wie sie nur aus dem Glaubensgrunde eines christlich gefesteten Gemüthes quillt. Ihre Seelenheiterkeit war die Bewunderung ihrer Umgebung.

Auf gleichem Grunde sproßte die Freundschaft Luizens mit der Familie Radowiz in Berlin. Die Religion der Liebe gab auch diesem Bunde die rechte Weihe. Herr von Radowiz, der nachmals so berühmte militärische Diplomat und Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV., befand sich in den Jahren 1830—36 als Major und Chef des Generalstabs der Artillerie in Berlin, in vielseitiger Thätigkeit und besonders lebhaft betheiligte bei dem (1831—37) in Berlin erscheinenden „Politischen Wochenblatt“, dem Organ der christlich-conservativen Partei, welches auf seine Anregung der ihm befreundete, inzwischen aber nach Wien berufene Professor Jarcke gegründet hatte. Der hochsinnige, durch Geist und classische Bildung hervorragende Mann war seit 1828 mit Marie Gräfin Voß vermählt, einer Lebensgefährtin, die, in jeder Beziehung seiner würdig, auch mit seinen religiösen und politischen Anschauungen harmonirte und der katholischen Kirche, deren Mitglied sie geworden, mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele anhing. Frau von Radowiz (geb. 1807) ist eine Enkelin der Obersthofmeisterin Sophie Marie Gräfin Voß, jener merkwürdigen Frau und Vertrauten der Königin Luise von Preußen, welche unter vier Königen

(1744—1814) in auszeichnender Stellung am preußischen Hofe gelebt, von Prinzen und Prinzessinnen umschwärmt, von zwei Königinnen als Freundin behandelt, in ihren alten Tagen noch das Orakel des königlichen Schlosses für die gesammte jüngere Generation gewesen; jener Frau mit dem männlichen Muth, die in epochemachenden und verzweifelten Zeitläuften, der Schmerzzeit der napoleonischen Tyrannei, inmitten einer oft verzagenden Umgebung Kopf und Herz stets oben behalten, deren erprobtem Verdienst darum auch die heutigen Grafen von Bofz ihre neunzinkige Krone im Wappen verdanken¹. — Die Klarheit, Frische und Herzhaftigkeit dieser Frau war als geistiges Erbtheil auch auf die Enkelin übergegangen, die mit dem ritterlichen Herrn von Radowiz das Lebensloos theilte.

Es herrschte ein geist- und gemüthanregendes Leben in dem Radowizischen Hause, wie es dem Wesen Luise Hensels zusagte, die sich zu der edlen feinfühligen Frau lebhaft hingezogen und bald so vertraut fühlte, daß sie ihr das Heiligthum ihres Herzens erschloß. Luise nennt sie in einem Brief „eine zarte, aber kräftige, innig fromme Natur“. Aber auch Herr von Radowiz wußte ihr Sympathien einzufloßen. Sie mußte die Mannhaftigkeit hochachten, womit er seine Glaubensüberzeugung bekannte und vertrat; sie fühlte sich wohl in der Nähe eines Mannes, der, wie eine geistvolle Französin ihn treffend charakterisirt, groß war durch seine Intelligenz und noch größer durch seine Seele, und dem die edle Gabe verliehen war, die Intelligenz Anderer und ihre Seele durch die Berührung mit ihm zu vergrößern². — Als derselbe im Jahre 1836 als Bundestagsgesandter nach Frankfurt kam und seine Familie folgte, begann eine lebhafteste Correspondenz, der wir für die spätere Lebenszeit Luisens werthvolle Notizen verdanken.

¹ Die Denkwürdigkeiten ihres reichen Lebens sind aufgezeichnet in dem interessanten Buche: „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe.“ Leipzig 1876.

² Récit d'une soeur. Par M^{me} Augustus Craven.

Mit unzerstörlicher Liebe und Treue hielt Luise an den alten Freunden ihrer frühesten Jugendzeit. Keiner wurde vergessen. Hatte sie doch einmal, noch von Aachen aus, an ihre mit den Familien Chamisso und Hitzig verwandte Jugendgespielin Emilie Piaste einen Brief mit den Worten geschlossen: „So gern wüßte ich von Deinen lieben guten Eltern, Tante Lotte, Antonie [Chamisso], Doris¹ und Hitzig. Grüße sie Alle, sage Allen meinen innigsten Wunsch zum neuen Jahr und sage ihnen, daß ich eher sterben als einen jener Lieben vergessen werde.“ Clärchen Steffens, die Tochter des bekannten Naturphilosophen und Dichters Heinrich Steffens, die während dieser Jahre ebenfalls viel in Luizens Nähe weilte, schrieb ihr beim Abschied: „Du hast mich in der traurigsten Zeit meines Lebens oft so wunderbar getröstet und aufgerichtet, mehr als Du glaubst; ich kann es Dir nie genug danken, Du liebes treues Herz! Laß uns im Gebet vereinigt bleiben.“ Und wiederum im Frühling 1839: „Wie oft denke ich an die vielen schönen Stunden, die ich Dir verdanke; den Trost, den mir Deine Liebe gegeben, werde ich niemals vergessen!“

Die bedeutendste Persönlichkeit dieses Kreises war immer noch der Criminaldirector Hitzig, mit dem Luise auch am liebsten verkehrte und den sie regelmäßig allwöchentlich einmal sah. Es war eine Atmosphäre des Wohlwollens, die sie in dem Hause dieses geistesfreien Mannes umgab. „Ich spielte“ — schreibt sie an Schlüter — „als Kind viel mit seinen Kindern, und es ist mir in dem Hause, wo manches sehr Gute herrscht, wohler als bei den meisten meiner hiesigen Bekannten, die ein ganz äußerliches Leben führen und gar keinen Ernst, keine Tiefe kennen, weil sie kein Gemüth haben. Meine Angehörigen gehören, Gott sei Dank! nicht alle zu dieser Klasse. Sie erweisen mir täglich Liebe, Geduld, Treue, und geben mir

¹ Doris Mnioch, Neumanns Gattin, Pflögetochter Hitzigs. (S. Chamisso's Ges. W. VI. 71. 72. 114. V. 352).

innerlich, was sie können; äußerlich fehlt es mir durch ihre Güte an nichts.“

Hizig, der edle Freund der Romantiker, war es auch, der sich Jarcke's und Phillips' nach ihrer Conversion aufs liebevollste in Berlin annahm, was ihm beide Männer zeitlebens nicht vergaßen. Frau Phillips gedachte seiner als eines väterlichen Freundes „immer mit wahrhaft kindlicher Liebe“; in den Briefen an Luise Hensel sendet sie wiederholt „dem lieben guten Vater Hizig die zärtlichsten Grüße, so auch seinen Töchtern“; „meine Liebe und Dank für sie alle ist immer unverändert,“ versichert dieselbe im Jahre 1834 von München aus. Und als ein Jahr darauf dessen Schwiegersohn Dr. Kugler nach München kam, wurde er aufs freudigste aufgenommen und „mit allen möglichen Fragen gepreßt wie eine Citrone“.

Mit welcher warmen und treuen Sympathie seinerseits Hizig an Luise Hensel, der Genossin seiner Kinder, hing, klingt aus den wenigen Zeilen eines längeren Briefes, den er ihr im Jahre 1842 nach Köln geschrieben, wie ein schöner Schlußaccord: „Gott segne Dich mit seinem Frieden, liebe theure Luise, Du süße Erinnerung junger frischer Jahre, bewährte Freundin meines Alters!“

Hören wir noch, was Luise Hensel aus ihrem Berliner Leben heraus an Freund Brentano in München zu berichten hat. Zum Clemenstag schreibt sie ihm:

Berlin, den 18. November 1834.

Lieber Clemens! Schon lange war es mir, als müßte ich, auch ohne von Dir etwas gehört zu haben, Dir einmal wieder schreiben; nun aber vor Allem meinen herzlichsten Gruß und Glückwunsch zum Namenstage, an dem ich Deiner gewiß treu gedenken werde. Gott segne Dich und gebe Dir das Beste und Heilsamste! Ich denke, dieses Blatt wird gerade am 23. Dich erreichen, und darum schreib ich Dir heut durchaus, so wenig Zeit ich auch habe.

Die kleine Haushaltung meines Bruders, deren Obliegenheiten mir jetzt fast ganz übergeben sind, und sein vier Jahre alter Knabe beschäftigen mich den größten Theil des Tages. Dabei wird meine alte Mutter täglich schwächer und ich bin daher viel bei ihr; sie wohnt uns ganz nahe, was mir jetzt eine große Erleichterung. Von Dir spricht sie jetzt oft mit einer ganz eigenen Weichheit und sagte mir auch noch vor Kurzem: ‚Ich habe eine wahre Sehnsucht, Brentano einmal wieder zu sehen; wenn Du ihm schreibst, grüße ihn doch von mir.‘ Ich thue es hiemit und bitte Dich, lieber Clemens, für sie zu beten. Sie geht wol sichtlich ihrem Ende entgegen. Gott erhalte sie uns noch einige Jahre, wenn es ihr und uns heilsam ist, und gebe ihr dann ein gutes Ende.

Deine Schwester Bettine wirst Du später gesehen haben als ich. Ich habe sie hier einige Male besucht und muß sie noch immer lieb haben, obgleich unsere Wege sehr verschieden sind. Es ist viel Unverwüßliches in dieser reichen, schönen Natur; wie schade, daß sie der Kirche sich entfremdet hat. Die Herausgabe ihrer Briefe¹ betrübt mich, wie Dich. Sie hat in ihrer Aufrichtigkeit mir eine Stelle Deines Briefes vorgelesen, und ich habe ihr gesagt, daß ich in der Hauptsache mit Deinem Urtheil übereinstimme, daß es mir weh thue, sie dem spottenden Urtheil des Publikums Preis gegeben zu sehen, daß es mir aber am meisten weh thue, sie, die eines bessern Gottes werth sei, ganz in der Anbetung Göthe's untergehn zu sehen. Sie lachte natürlich über alle meine Aeußerungen, las mir aber manche sehr schöne Stelle aus ihren Briefen vor und bewies mir Freundlichkeit und zuweilen sogar Vertraulichkeit bis zu ihrer Abreise. Möge diese liebe Seele wieder zum Heil gelangen! Ich weiß, daß Du sie liebst und treulich für sie betest, und gern will ich dasselbe thun. —

Rudolf ist vor einigen Tagen wieder abgereist. Du siehst

¹ Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835.

aus seinen beifolgenden Zeilen¹ die Ursache seines Hierseins. Im Ganzen macht er mir jetzt viele Freude, indem er von seinen Obern die besten Zeugnisse über sein streng sittliches Betragen und seinen Fleiß erhält, was ihm auch so schnell fortgeholfen hat. Er ist noch nicht 18 Jahre alt, 6 Fuß groß und hat einen sanften, angenehmen Ausdruck des Gesichts, seiner Mutter sehr ähnlich. In seiner ganzen Haltung und Erscheinung kämpft das streng Militärische mit dem Knabenhaften noch, wie in seinem Gemüthe der Jüngling mit dem Jungen. Er ist, Gott sei Dank, noch ohne alle Biererei und Eitelkeit, bloß auf Lernen erpicht und liebt nur wissenschaftliche Lektüre. In religiöser Hinsicht ist er freilich nicht so innig fromm und eifrig, wie er eine Zeitlang als Knabe war, aber er ist doch ganz Katholik und thut, was er als solcher für positive Schuldigkeit erkennt. Das ist schon mehr, als ich erwartet hatte, und Gott wird ihn näher ziehen; laß uns für ihn beten. Du hast dem Knaben soviel Liebe erwiesen, und daß er das erkennt, freut mich, wenn es auch nicht mehr als Schuldigkeit ist . . .

Mit meiner Gesundheit geht es gut im Ganzen. Wilhelm grüßt. Lebe wohl und denke vor Gott Deiner Freundin Luise.

Die Sorge für die alternde schwache Mutter nahm nun immer mehr ihre Thätigkeit in Anspruch, und diese Thätigkeit verdoppelte sich, als im folgenden Jahre ihre Geschwister — W. Hensel mit Frau und Kind und Schwester Minna — eine Reise in's Ausland antraten, welche dieselben etwa vier Monate (Juni bis September 1835) vom Hause fern hielt. Luise zog

¹ Vom 9. Nov. 1834: „Rudolf Clemens Kochs, Portepeschführer im 9. Inf.-Reg., genannt Colberg“ — so unterzeichnet er sich in seinem Brief an den „lieben Pather“ Brentano; er hatte in Berlin das Offiziersexamen gemacht und kehrte nun wieder nach Stettin zurück.

nun ganz zu ihr. Der Gedanke, der hinfälligen, warte- und liebebedürftigen Frau die letzten Lebensstage durch liebevolle Pflege verschönern zu können, dieses beständige Walten und Sorgen für die gute Mutter versüßte ihr jetzt den Aufenthalt, ja ward ihr, wie sie bekennt, „ein wahres Lebensglück“, welches ihr den Sommer 1835 — den letzten ihrer Mutter — für immer denkwürdig machte.

Und auch die Mutter fühlte und pries sich glücklich, von dieser Tochter umgeben zu sein, deren Liebe, wie sie zu sagen pflegte, ihr das Leben verlängere. Vor Jahren hatte Luise aus der Fülle ihres eigenen schönen Haares, das sie, in der sichern Hoffnung, als barmherzige Schwester in's Kloster eintreten zu können, sich selber abgeschnitten hatte, der guten Mutter ein Fußkissen bereitet.

„Wie des Seidenhäseleins Mutter
Ihrer Brust entreißt den Flaum,
Um ihr Kindlein weich zu betten
In der rauhen Höhle Raum:
So vom Ueberfluß der Haare,
Den Gott meinem Haupt verleiht,
Hab ich Deinem müden Fuße,
Mutter! gern ein Bett geweiht.“

So sang sie damals. Nun war es ihr vergönnt, ganz und gar ihrer Pflege zu leben, mit dem Aufgebot einer erfindungsreichen Liebe ihr Krankenlager zu erleichtern, sich Tag für Tag ihrer rührend milden und dankbaren Gesinnung zu erfreuen, mit der Leidenden zu beten und von himmlischen Dingen zu reden, und endlich, als die Stunde des Scheidens schlug, der Entschlummernden die Augen zuzudrücken. — Frau Hensel starb am 4. October 1835.

In einer spätern Aufzeichnung äußert sich Luise: „Diese vier letzten Monate des Lebens meiner lieben alten Mutter sind mir unschätzbar. Sie litt an Brustwasser, und Gott half mir, daß ich ihre Leiden erleichtern (wie sie meinte, ihr Leben

verlängern) konnte durch treue Pflege und sehr gewählte stärkende Nahrung. Der Arzt hatte mir schon ein Jahr vorher gesagt, daß sie ihren Leiden erliegen würde, sobald wieder Frost eintrete, wenn nicht früher. Ich mußte in den letzten Tagen des September die Geschwister, die gern noch am Rhein geblieben wären, herbei rufen, da es mit der Mutter sichtlich zu Ende ging. Sie kamen noch gerade acht Tage vor ihrem Tode, der so fromm, so rührend war. Sie hatte schon, aus eigenem Antrieb, während des Sommers täglich aus einem Gebetbuch die Litanei vom guten Tode gebetet, Manches von der Kirche angenommen, so den Glauben ans Fegfeuer¹, mir auch öfters gesagt, daß es ihr lieb sei, daß ich katholisch geworden, und daß sie bedauere, mich damals so gequält zu haben. Zur vollen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, zur katholischen Kirche zu gehören, kam sie leider nicht — wol aus Pietät für meinen seligen Vater. Ich mußte sie noch am Donnerstag vor ihrem Tode selbst unterstützen, während sie ihr Abendmahl empfing. Sonntag gegen 7 Uhr Abends den 4. October verschied sie bei vollem Bewußtsein nach rührendem Abschiede von uns Kindern. R. I. P.“²

Der Heimgang der geliebten Mutter bildete einen tief eingreifenden Abschnitt in Luise's Leben.

Mit ihr war der Stern erloschen, der ihr das Leben in Berlin erhellt hatte. Wohl mußte sie auf den Schlag gefaßt sein. Wenn aber das lang Geahnte und Erwartete eintrifft, so ist die Gewalt der Wirklichkeit doch ganz neu und drückt die Seele wie zermalmend nieder. „Eine Mutter stirbt immer zu früh, da es keine Liebe gibt, die der Mutterliebe gleicht.“

¹ Aehnlich berichtet sie an Schläter: „Einzelne Wahrheiten unserer heiligen Kirche nahm sie an, wie sie ihr einleuchteten; dazu gehörte auch der Glaube, daß man für die Todten beten müsse.“ S. 18. Dort ist auch das letzte Lied mitgetheilt, welches die Mutter wenige Tage vor ihrem Ende geschrieben.

² Luise Hensels Mittheilungen an Meinkens 224—225.

Das Gefühl der Leere, das sie aufs neue wieder überkam, weil ihr eine berufsmäßige Aufgabe fehlte, war wenig geeignet, die Trauer über den schweren Verlust zu mildern. Dazu kam die physische Ermattung, wie sie mit den Anstrengungen und Aufregungen eines solchen Krankendienstes unvermeidlich verknüpft ist. „Seit dem Tode meiner Mutter“ — klagt sie fünf Wochen später gegen Schlüter — „ist mir noch immer nicht wohl gewesen, und ich kann Ihnen heut nur mit Mühe dieß unleserliche Blatt schreiben. Ich bin recht tief betrübt, obgleich ich Gott für Vieles, das Er meiner Mutter gegeben, zu danken habe und von Seinem Erbarmen hoffe, daß ich sie einst bei Ihm wiederfinde.“

Brentano hatte im Herbst eine Reise nach Südtirol ausgeführt und mit Görres und dem Ehepaar Phillips die wunderbar begnadigte Jungfrau Maria von Mörl in Kaltern besucht, von deren Leben und ekstatischen Zuständen er nach der Rückkehr in einem Briefe an L. Hensel eine so ergreifend anschauliche Schilderung entwirft. Es ist dieß der schöne ausführliche Brief vom 18. November 1835, der in seinen gesammelten Schriften abgedruckt ist. Der dort weggelassene Anfang darf hier eine Stelle finden, weil er sich auf Luise und ihre Mutter bezieht. Brentano schreibt:

„Am Karl Borromäustag, der Frau Phillips Namensfest, erhielten wir Deine Briefe und hörten, daß Du eine arme Waise bist. Es freut mich, daß Deine Mutter, Dir zum Trost, so Gott ergeben gestorben, und daß es Dich beruhigt, ihr Liebe erwiesen zu haben. Ich danke ihr, daß sie mir nicht mehr gezürnt hat, weil ich Dich, lieb Kind, geliebt habe, bis mir das Herz zerbrochen. An Dir habe ich doch nichts verdorben, nichts verkehrt — ach hätte ich nur irgend etwas zu dem Guten an Dir beigetragen! Das Liebenswürdige mag wohl ein Potpourri von Gott, Natur und lieb Linum sein! — Sieh, ich habe das Recept noch immer.“ Und zum Schluß: „Du mußt nicht denken, als nähme ich nicht herzlichen Antheil an Deinem

Verlust, mehr noch an dem Glück, das du gehabt, Kindesliebe zu erweisen. Du warst allein mit der Mutter, da konntest Du es recht. Ich wollte nur nicht viel davon schreiben, denn Du weißt es ja schon . . . Sei mir gut — es ist bald Weihnachten. Weißt Du noch, wie ich Dir zum erstenmal in Deinem Stübchen bescheerte, und Du wie eine Taube in die Stube schwebtest, jene Zeit ist mir ewig unvergeßlich. Es ist die schönste und traurigste und bestgewillte in meinem Leben! Schreib schön wieder, Adieu!“

Darauf antwortet L. Hensel am 9. December, augenscheinlich warm berührt von dem Freundeston und den wehmüthigen Anklängen längstvergangener Tage:

Berlin, den 9. December 1835.

Dein Brief und Dein Mitleid haben mir wohlgethan, lieber Clemens, und ich danke Dir von Herzen dafür, wie für Vieles, das Du mir im Leben gegeben oder gegönnt hast. Gott lohnt alles Gute.

Ich konnte Dir nicht eher antworten, weil ich Deine Schwester Savigny nicht sprechen konnte; jetzt hat sie mich aber recht freundlich angenommen und ich sage Dir gern das Wenige, was sich aus ihren Aeußerungen verstehn und ordnen läßt¹. Das arme Mutterherz leidet noch schrecklich, doch ist sie so ergeben und sanft in ihrem Schmerz, daß sie mich tief gerührt hat. Ich soll Dich freundlichst von ihr grüßen, und Deine Theilnahme sei ihr lieb und die Liebe, die Du Bettinen geschenkt habest. Nähere Umstände ihres Todes wisse sie leider selbst nicht viel. Das, was sie mir sagte, sind nur zusammengelesene Stellen aus Briefen des sehr betrübten Wittwers, der um Gebetsbeistand bittet, damit er seinen schweren Verlust

¹ Brentano hatte die Freundin um den Gefallen ersucht, ihm über die Krankheit und den Tod seiner Nichte Bettina von Savigny, Gattin des Ministers Schinas in Athen, so viel Detail zu schreiben, als sie erhalten könne.

ertragen lerne. [Folgt nun ein näherer Bericht über die Krankheit und das unerwartete Hinscheiden der jungen Frau in Athen.] Ja, es gibt viel Leid auf Erden, und großes Leid. Ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die an der Erbsünde zweifeln.

Auch über unser Haus ist ein neues Unglück gekommen, indem der Schwiegervater meines Bruders gerade sechs Wochen nach dem Begräbniß meiner lieben Mutter gestorben ist¹. Ich hatte ihn sehr lieb und er mich, es that mir immer weh, ihm den Trost des Glaubens nicht so recht geben zu können. Er war Deist wie sein Vater, getauft, aber wol nicht überzeugt. Gegen sein Ende ward auch er sehr milde, verfocht noch am Abend vor demselben das Recht und die Sitte gegen Barnhagen, der mit Lobpreisungen über den Unfug des „jugendlichen Deutschlands“ kam, und starb dann Morgens ganz plötzlich, den Seinen sehr unerwartet. Ich hatte seit einigen Wochen seinen Tod kommen sehn; es war so Vieles an ihm anders und besser geworden. Auch bei meiner lieben Mutter wußte ich längst schon, daß der Herbst sie mitnehmen würde. Wenn man viel alte Leute gepflegt hat, gewinnt man leicht ein Urtheil über die verschiedenen Grade ihres Absterbens. Das macht uns wol sorgfamer und treuer in ihrer Pflege, aber es ist auch ungeheuer schwer, wenn der Sterbende uns so lieb ist. Ich bitte Dich von ganzem Herzen, bete doch für diese beiden Seelen, die mir so lieb waren.

Die wunderbaren Geschichten, welche Du mir schreibst [über Marie v. Mörl und zwei andere Stigmatisirte Südtirols], habe ich aus Deinem Briefe Ahlborns und Radowik's vorgelesen, und es hat sie erbaut und gerührt wie mich. Gott ist in Seinen Gaben wunderbar; aber ich gestehe, daß ich solche

¹ Abraham Mendelssohn, † 19. Nov. 1835. Auch der Schwester des Verstorbenen, Frau v. Schlegel, gab Luise Nachricht von seinem Ende. „Was Sie mir“ — antwortet Dorothea — „über seine tiefere Seelenstimmung mittheilen, hat mich getröstet; vor Gott entscheiden die innersten Gedanken des Menschen“ (19. Jan. 1836).

mir nie wünschen könnte. Es muß ungeheuer schwer sein, einen solchen Auftrag zu erfüllen und die große Verantwortung zu leisten. Doch Gott hilft Denen, welchen er die heilige Bürde eines solchen Berufs auflegt.

Hier in Berlin bleiben werde ich wohl nicht, lieber Clemens, da es hier kein rechtes Element und keinen eigentlichen Beruf für mich gibt. Ich weiß aber nicht, was ich wählen soll, von den verschiedenen Wegen, die sich mir geboten haben. Ob ich an den Rhein oder nach Westfalen zurückkehren soll — Gott wird es mir wol zeigen. Für den Augenblick bin ich noch in der Wohnung meiner Mutter mit Minna; wir werden dann aber einige Tage nach dem Christfest zu meinem Bruder ziehn, wo wir zwei Dachstübchen bewohnen sollen. Ich denke in jedem Fall bis zum Frühjahr hier zu bleiben, bin auch jetzt noch zu sehr herunter, um etwas anfangen zu können. Ach, lieber Clemens, wenn Du so recht in mein mattes, lebensmüdes Herz sehen könntest, würdest Du Mitleid haben und recht für mich beten. Irgend etwas thun werde ich natürlich wieder, wenn ich länger leben soll, aber wo, was, wie ich's thun soll, das begreife ich heut noch nicht. Gott wird mich hoffentlich geistig und leiblich genesen lassen, wenn ich irgend etwas thun soll.

Bei Ahlborns war ich und habe sie beide sehr lieb¹. Sie sind wohl innerlich der Kirche sehr nahe, ob sie aber den äußern schweren und doch so heilbringenden Schritt thun —

¹ Wilhelm Ahlborn, der Landschaftsmaler, geb. 1796 zu Hannover, gestorben 1857 in Rom. Seine ebenfalls künstlerisch begabte Frau war die Tochter des Oberbergamts-Directors Martins in Berlin. — Brentano hatte geschrieben: „Wie ich gehört habe, siehst Du manchmal Herrn Ahlborn und seine Frau; ich habe gehört, diese Leute liebten Dich aufrichtig, ja sie liebten schier Niemand in religiöser Hinsicht als Dich; grüße sie mir und nähere Dich ihnen. Ein Mensch muß der andern Engel sein.“ — Luise nahm sich der Beiden aufs wärmste an, machte sie mit Marianne Saaling und Propst Fischer bekannt und wurde, wie Frau Ahlborn sagt, für sie „die Schöpferin reicher Ereignisse“.

das weiß ich nicht¹. Wenn ich wieder bei Wilhelm wohne, werde ich sie öfter sehn; jetzt wohne ich ihnen sehr fern. Es sind liebe Menschen. Die Frau malt sehr zierliche kleine fromme Bilder (ich habe sie dazu überredet), die ihr sehr gelingen. Sie schreibt dann einen geistlichen Spruch in gothischer, sehr schöner Schrift dazu. Mir hat sie auch so eins zu meinem letzten Geburtstag geschenkt. — —

Ob ich noch katholisch bin?! Ich dächte, daß ich es hier am ersten wieder geworden wäre, hätte ich je aufgehört es zu sein. Dieß Schwanken, Meinen, Ahnen, Hoffen und Schwärmen unter den frommen Protestanten rührt und stößt mich zugleich ab. Könnte man ihnen nur helfen — aber sie wissen nicht, wie arm sie sind und daß es Reichere gibt. Leider wohne ich der Kirche sehr fern und bin oft zu unwohl, um sie jeden Morgen besuchen zu können; das ist eine große Entbehrung; bei Wilhelm bin ich auch nur um 5 Minuten näher.

Ja, lieber Clemens, es vergeht kein Weihnachtsfest, das mich nicht besonders auch an Dich und Deine schönen Gaben erinnerte. Ich muß damals noch innerlich sehr Kind gewesen sein, weil es mir so eigen märchenhaft und fromm-zauberisch vorkam, was Du mir brachtest. Ich habe noch Manches davon und kann es nicht in die Hand nehmen, ohne daß sich ein ähnliches Gefühl wie damals in mir regte, so etwas wie Andacht und kindische Freude durcheinander. Ach, es war eine schwere und schöne, eine sehr reiche und doch so arme Zeit meines innern und äußern Lebens. Gott lohne Dir alles Gute!

Lieber, guter Clemens, verzeihe mir alles Dumme und Halbe oder Verworrene, was auf diesem Blatte steht; ich kann's jetzt nicht besser geben; habe Geduld mit mir, das ist ja auch Christenpflicht. Ich wünsche Dir ein frohes seliges Christfest

¹ Ahlborn legte in Gemeinschaft mit seiner Frau am 15. Aug. 1838 in der St.-Hedwigskirche das katholische Glaubensbekenntniß ab.

und will an unserer kleinen Krippe auch für Dich beten, wie ich es jedes Jahr gethan. Ich baue sie mit Minna in unserer kleinen hübschen Wohnung hier im Thiergarten noch auf und lasse alle Kinder meiner Bekannten kommen. Ich thue das seit vielen Jahren; es nützt den Kindern und sie sind so froh, wie ich nicht mehr sein kann. Sie soll nun auf der Stelle stehn, wo meine liebe Mutter so fromm gestorben ist.

21. Eine Samariterfahrt nach Dresden.

(1836.)

Frau v. Clausewitz. Graf Brühl. Dorothea Tiedt. Ein Frauenverein in Berlin.

Das alte Jahr war kaum beschloffen, das Luise Hensel so viel geraubt, als ihr eine Aufgabe zukam, die freilich nur vorübergehend war, aber ihrem rastlosen Verlangen, dem Herrn in den Leidenden zu dienen, entsprach. Sie sollte die gemüthsfrank gewordene Oberhofmeisterin der jüngern Prinzessin Wilhelm, Frau von Clausewitz, in ihre Obhut nehmen und von Berlin zu deren Verwandten nach Dresden verbringen.

Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl, war die Enkelin des durch seine Prachtbauten und Kunstsammlungen, aber auch durch seine Finanzverschwendung bekannten sächsischen Ministers, Reichsgrafen Heinrich von Brühl, dessen Palais auf der Brühl'schen Terrasse zu Dresden heute noch seinen Namen trägt. Sie hatte zu Warschau (3. Juni 1779) das Licht der Welt erblickt, war aber noch in jungen Jahren nach Berlin gekommen, wohin ihr Vater, Generallieutenant Graf Karl Adolf Brühl, im Jahr 1786 als militärischer Erzieher des preussischen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., berufen worden war. Im Jahre 1810 vermählte sich Gräfin Marie Brühl mit dem Major im preussischen Generalstab, Karl von Clausewitz, dem bekannten scharfsinnigen Militärschriftsteller, dessen Werk „Vom Kriege“ epochemachend in der